

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 76 (1999)

Heft: 7

Artikel: Erinnerungen an die alte Klosterschule Mariastein [Fortsetzung]

Autor: Brunner, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen an die alte Klosterschule Mariastein

(Fortsetzung)

Hans Brunner, Winznau

Auf Erkundungsmärschen

«Was mich immer freute, das waren die Spaziergänge, die wir bei gutem Wetter alle Tage nach dem Mittag- und Abendessen mit dem P. Moderator machten, die aber für gewöhnlich nicht weit waren, sondern nur ins sogenannte nahe Fastenloch oder nach dem Rotberg oder nach St. Anna oder ins Wäldli oder ins Paradies führten. An Ort und Stelle wurde dann gespielt, und wir hatten eine Menge von Spielen, welche die Studenten von allen Seiten herbrachten. An eigentlichen Rekreationstagen gingen wir dann schon weiter, aber überall hatten wir die herrlichste Aussicht auf die Vogesen, den Schwarzwald, den Rhein und ganz besonders auf Basel. Ringsum befindet sich ein wahrer Kranz von alten Schlossruinen, denen gar oft Besuche gemacht wurden. Gerne gingen wir auf die nahe, dem Paradies gegenüberliegende Landskron. Das muss eine herrliche Burg gewesen sein, da sie jetzt noch in ihrer Ruine schön ist. Am liebsten war es aber uns dann, wenn P. Leo nicht bei uns war. In seiner Gegenwart hätten wir nicht mitunter halsbrecherisch die morschen Mauern besteigen dürfen. Mich nimmt es nur Wunder, dass nie ein frecher Student in und auf diesen gewaltigen Mauern und Türmen verunglückt ist. Es fielen immer Steine herab und Gewölbe konnten jeden Augenblick zusammenstürzen und sind zusammengestürzt. Als P. Leo vernahm, wie schrecklich frech einzelne Studenten, wahre Waghälse, die hohen Mauern und Türme bestiegen, da hat er uns die Besuche der Landskron verboten, wenn er nicht mitgehen konnte.

Wenn wir ein wenig bei Geld waren, d.h. einige von den Grössern unter uns, so machten

wir gerne Räuberlis. Da hatten sich einige als Räuber im Walde zu verstecken und Landjäger und Volk machten Jagd auf sie, es kam sogar zu heissen Kämpfen. Ich sagte aber nicht umsonst, dass dies Spiel nur geschah, wenn wir Geld hatten und warm oder kalt war. Ganz in der Nähe des Wäldchens, schon im Elsass, befand sich ein Wirtshaus, dessen Bewohner brave Leute waren und uns kannten, weil es kaum 6–7 Minuten von Mariastein entfernt ist. Dann sprangen wir, d.h. die Eingeweihten, die immer zusammenkamen, in den Wald, machten scheinbar einen Weg in die Weite, an einem bestimmten Orte wurde geschwenkt, dem Wirtshause zugeeilt, dort bei einer Hintertüre hineingegangen, einen Liter oder Doppelliter bestellt, je nach Umständen, diesen getrunken und dann in den Wald still zurückgekehrt, wo man sich schliesslich gefangen nehmen liess. Wenn ich selber kein Geld mehr hatte, was vielfältig der Fall war, so nahm ich Zuflucht zum Buchbinden, denn es gab immer Studenten, welche gerne Bücher einbinden liessen; hatte ich aber Geld, so band ich keine ein.»

Der gute alte Bruder Joseph

«Nicht ganz zufrieden waren einzelne Studenten mit der Kost; es ist wahr, dass sie hie und da etwas besser hätte sein können und dass man uns etwas seltener hätte mit Sauerkraut aufwarten dürfen, aber wir hatten genug zu essen und namentlich immer überflüssig Brot. An gewissen Festtagen und Namenstagen bekamen wir Wein und sogar eine Ehrenspeise, welche meistens in Kalbsbraten bestand. Den Wein musste lange Zeit ich selber holen und

zwar in einer grossen Kanne beim Kellermeister, welches der gute alte Br. Joseph (*Allermann, 1791–1879*) war. Ich sollte immer genau die Zahl der Studenten angeben, weil er sie immer wieder vergass oder weil neue angekommen oder alte weggegangen waren. So ganz bestimmt konnte ich es auch nie angeben, darum sagte ich ungefähr eine Zahl, so ein halbes oder ganzes Dutzend mehr oder weniger, und wir hatten dann immer ein gehöriges Quantum Wein mehr, denn weniger sagte ich selbstverständlich nie. Wir mussten ein so geringes Kostgeld zahlen, dass ich selber gar wohl zufrieden war. Bereits alle Samstage Abends erhielten wir Küchli (Brotschnitten) und zwar jeder drei Stück. In der Küche wussten sie exakter, wie viel Studenten da waren als Br. Joseph. Mit diesen Küchlein war es aber eine arme Sache, denn gar mancher musste darauf Verzicht leisten und fast hungrig vom Tisch gehen. Man trieb nämlich im Laufe der Woche Handel damit. Da hiess es gar oft: ‚Ich gebe dir ein oder zwei Küchle, wenn du mir dies oder jenes tust oder gibst‘, ‚Wenn du mir drei Küchle gibst am Samstag, so tue ich dir das‘ etc. So gab es dann Studenten, die zu keinem einzigen Küchli kamen, aber man hatte kein Erbarmen mit ihnen, streng wurde die Übereinkunft ausgeführt. Ich selbst habe keines verhandelt, dafür aber immer eines oder zwei mir erworben. Trotzdem ich in etwas religiöseren Bahnen eingelenkt hatte, würde ich doch höchst wahrscheinlich eher meinen Rosenkranz gegeben haben als ein Küchli.»

Das Stehlen – ein sehr altes Recht der Studenten

«Mit dem Stehlen haben wir es auch nicht so ganz genau genommen, es konnte aber eigentlich nicht so fast als Stehlen betrachtet werden, als vielmehr Gebrauchmachen von einem sehr alten Recht der Studenten, wie die Professoren alle zugaben und zugeben mussten. Nur der alte P. Grosskellner P. Benedict Braun (1776–1852) war nicht einverstanden und zürnte uns und machte uns schwere Vorwürfe, wenn er darauf kam, dass wir gestohlen hatten. Es befand sich nämlich nicht gar weit von unserer Schule, wie wir das Haus nannten, ein schöner Birnbaum, der frühe Birnen brachte.

Um zu ihm zu gelangen, musste man freilich die hohe Klostermauer übersteigen, aber an einem Stützpfeiler konnte dies ganz gut bewerkstelligt werden. Schon im Frühjahr war es ein herrliches Schauen, wenn der Baum in seiner Blütenpracht dastand; dann zog er wieder unsere Blicke auf sich, wenn die Früchte zu gelben anfingen, und erst, wenn dieselben in ihrer Reife am Baum prangten – nein, das hielten die Studenten nicht mehr aus. Der Baum stand vor ihren Nasen, die Birnen lachten sie gleichsam an, noch niemand weiss, ausser ihnen, dass sie schon reif sind, so übersteigen ein paar beherzte Bürschchen die Mauer, eilen zum Baum, schütteln denselben, füllen ihre Säcke mit der herrlichen Frucht und werfen auch über die Mauer in den Studentenhof hinter der Kirche hinein. Das Ding wiederholt sich einige Male und regelrecht ist der Baum von seinen Birnen befreit. Nun liess der P. Grosskellner in seinem Ärger über den Verlust der Birnen (aber es war ja total kein Verlust) die alte Mauer um 2 Fuss erhöhen. Jetzt war die Mauer wirklich so hoch, dass die Studenten ehrlich nicht mehr darüberkamen. Aber du l. Gott! der Grosskellner hat die Rechnung ohne den Wirt, d.h. ohne die Studenten gemacht. Es gab noch andere Wege, die man einschlagen konnte, um zum Baum zu gelangen. Im andern Jahr, als derselbe wieder Früchte trug, da stieg man freilich nicht mehr über die Mauer, aber man konnte ganz leicht, wie wir schon lange wussten und praktizierten, unter dem Kapellengangdach hindurch in die Matte oder Wiese hinausgelangen. Es war freilich beim Hinabklettern ein wenig mit Lebensgefahr verbunden, indem bei einem Fehlritt man ganz leicht hätte über die schrecklichen Felsen in den Abgrund stürzen können. An so etwas hat man aber nicht einmal gedacht und ist gegangen. Auch vom sogenannten Musikzimmer aus gab es eine Passage, sie war schon etwas hoch, aber es ging. Man befestigte den starken Lederriemen der grossen Trommel am mittlern Fensterpfosten und liess sich an denselben herab, setzte dann den einen Fuss auf das unter sich befindende eiserne Fenstergitter an der Küferei, hielt sich daran auch mit beiden Händen und machte noch einen kleinen Sprung, und dann war man unten auf festem Boden. Es bedurfte nur einer klei-



Ostansicht des Klosters Mariastein. Im Haus vor dem Chor der Klosterkirche war die alte Klosterschule untergebracht. Foto aus dem Ende des 19. Jahrhunderts.

nen Uebung und dann ging's ganz perfekt, nur musste man sorgen, dass man den Schuh nicht in das Fenster der Küferei hineinstiess. Das Glas war zu schwach und zu blöde, als dass es nicht nachgegeben hätte, und das hat dann regelmässig ein Donnerwetter gegen die verdammt Studenten von Seite des Küfers abgesetzt. Die Birnen waren uns also trotz der hohen Mauern gesichert, und sie wurden wieder wie früher eingehemst von den Studenten.»

Der geizige Pater Grosskellner

«So wenig andere Leute ihre Rechte gerne fahren lassen, so wenig liessen wir unsere Rechte fahren. Auch auf die Kirschen hatten wir es abgesehen, aber auch da war der P. Grosskellner nicht einverstanden. Er ist jedoch selber schuld, dass ihm Verdruss bereitet wurde. Hätte er uns hie und da ein Körbchen voll Kirschen zukommen lassen oder einen Baum uns überlassen, ganz bestimmt wären wir nicht

zum Stehlen gezwungen worden. Aber Buben sind Buben und Kirschen sind Kirschen, und auch als Studenten sind wir gleichsam Buben gewesen und liebten die Kirschen. Einmal aber ist es mir und noch einigen andern ungewöhnlich schlecht gegangen bei nicht ganz auf rechtlichem Fuss ergangener Kirschenpflückerei. Die Eltern des Mitstudenten Peter Haberthür im ganz nahen Flüh, der aber schon Novize im Kloster war, hatten uns ein Fässchen Wein versprochen, welches wir an einem Donnerstag Nachmittag auf dem Paradies droben trinken wollten. Einige Studenten gingen voraus nach Flüh, das Fässchen zu holen, wir übrigens machten uns dem Paradies zu und zwar mit der Musik in Begleitung des Moderators. Da die abgesandten Studenten sogar lange mit dem Fässchen nicht zum Vorscheine kommen wollten, ging P. Leo mit anderen Studenten ein wenig auf die Suche aus. Diesen Augenblick benützten wir dann geschwind, um auf einen ganz in der Nähe sich befindenden mit reifen Kirschen behangenen

grossen Kirschbaum zu klettern. Ich wusste nicht einmal, wer alles auf dem Baum sich befand, ich sollte es aber bald inne werden. Auf einmal gab es einen Krach und der baumdicke gewaltige Ast, auf dem ich stand, fing an zu fallen. ‹Jesus›, ruft ein Student, es war der Gröli von Rodersdorf, mein Freund, «wir gheie abe», und ich selber konnte nur noch antworten: ‹Ja, i merk's au›, und schon waren wir unten im Rebberg von Rebstickeln ganz umgeben angekommen. Das Herabfallen hat mir wenig geschadet, aber das Ankommen wieder war so unsanft, dass ich beinahe nicht mehr atmen konnte. Ein kleiner dicker junger Student, ein von Rohr von Egerkingen, kroch, aus Mund und Nase blutend, unter den Ästen hervor, und der Gröli war total unverletzt. Die Studenten, die auf andern Aesten sich befanden, stiegen eilends herab, weil sie der Geschichte nicht mehr trauten. Als die Studenten, die oben auf der Höhe des Paradieses geblieben waren, sahen, was sich ereignete, sprangen sie geschwind herbei, um nun am Boden Kirschen zu essen, welches gefahrloser von statten ging. Als P. Leo mit den Studenten und dem Fässchen zurückkamen, sah er den Greuel der Verwüstung, angerichtet am grossen Kirschbaum, der wirklich da stand wie eine Ruine. Er merkte natürlich geschwind, was da vorgefallen war, und schimpfte weidlich über die, so dieses Unheil angerichtet hatten. ‹Das wird wieder eine schöne Geschichte absetzen beim Grosskellner, Ihr Grauskerls!› Dann wurde auf seinen Befehl der gewaltige Ast von den Studenten heraufgeschleppt und in's Tal hinabgeworfen. Jetzt mussten wir trinken und dann gab er Befehl zu musizieren. Ich hatte die kleine Trompete und gleichsam die erste Stimme, als ich aber blasen wollte, da brachte ich keinen einzigen Ton hervor. Die Brust tat mir unsäglich weh, ich konnte kaum Atem schöpfen. Da schaute mich P. Leo an und sprach wehmütiig: ‹Bist etwa auch du herabgefallen?› Ich antwortete nur: ‹Ich bin gestrafft genug.› Es war so und der Tadel blieb mir erspart. Das Musizieren hatte ein Ende für ein paar Wochen, ich musste zum Arzt und der konstatierte einen Rippenbruch. Item es heilte im Laufe der Zeiten wieder, aber klöpfen hörte und fühlte ich es bei gewissen Bewegungen über 10 Jahre lang.»

Waghalsig

«Auch anderes taten wir, vor dem mir jetzt noch graut. Ich habe schon früher bemerkt, dass Mariastein auf hohen Felsen steht, in denen Sperber, Dolen, Rappen (grosse Krähen) nisten; nun kam es uns in den Sinn, diese Nester auszunehmen. Auf dem Kirchturm befand sich ein langes, grosses, dickes Seil, mit welchem man einst die Glocken in den Turm zog. Dieses Seil holten wir verstohlen herab, und nun sollte ein Student an demselben festgebunden über die Felsen herab in die schreckliche Tiefe gelassen werden. Wir dachten total an keine Gefahr, an keinen Schwindel, an keinen Unfall, der begegnen könnte, wir hatten nur den Zweck im Auge. Es war eine Waghalserei ohne gleichen, und diese nahm ohne alles und jedes Bedenken der Gröli auf sich. Er ist später Capuziner geworden und eine wahre Furchthenne, so dass er selber jetzt noch sich fürchtet, wenn er daran denkt und es ist kein Wunder. Dieser Gröli ist der P. Dominic, gegenwärtig Senior im Kloster zu Solothurn. Mir nichts, dir nichts setzte er sich auf das Seil, hielt einen Korb auf der Schoss, um die zu machende Beute zu bergen. Unserer vier oder 5 Studenten hielten das Seil; erst muss sich Gröli durch Gestüpp und Dornen Bahn brechen. Nun in Gottes Namen, abwärts! Wir liessen sachte das Seil durch die Hände geleiten, aber nicht lange, so rief Gröli, dass wir geschwinder loslassen sollten, er hänge fern von den Felsen in der Luft und es gehe ringsum. Was er jetzt machte und wie er sich half, das konnten wir nicht wissen, auch hörten wir ihn nicht mehr, wir wussten nur, dass er abwärts kam, da das Seil immer kürzer wurde. Endlich zog dasselbe nicht mehr und ein gewaltiger Jauchzer, der aus dem tiefen Tale herauftönte, zeigte uns an, dass die entsetzliche Fahrt glücklich vollendet worden. Wir zogen nun das Seil, von dem sich Gröli losgemacht hatte, wieder hinauf und gingen ihm auf einem grossen Umwege, der gemacht werden musste, entgegen. Freudestrahlend zeigte er uns dann in seinem Korb junge Krähen, Dolen, Sperber und ebenso auch Eier, die er geschwind aus den Nestern, die er antraf, genommen hatte. Er behauptete jedoch, dass er jetzt genug habe und nie mehr die Fahrt ma-

chen werde. Einen gewaltigen Kaphelanzis bekamen wir dann noch zu den erbeuteten Vögeln vom P. Leo, der für ein und alle Male diese Waghalserei, welche noch nie vorgekommen, verbot. Er und alles in Mariastein ist erschrocken ab dem heilosen Streich der Studenten. Das Seil wurde nicht mehr in den Turm placiert, sondern an einem Ort, der den Studenten nicht mehr zugänglich war. Schliesslich hat dann doch, da der Streich gelungen, alles wieder gelacht und unsere Kühnheit bewundert.»

Kaffee statt Suppe

«Dann kam einmal eine Zeit über mich, die mir viel Verdruss und Kummer bereitete. Es waren viele Studenten da, die 4 und 5 Jahre lang schon studierten, ich selber befand mich noch in den ersten Klassen und doch, ich weiss nicht warum, hat mich P. Leo in einer gewissen Beziehung an die Spitze der Studenten gestellt; musste ihn in seiner Abwesenheit vertreten, sorgen für das Silentium während der Studier- und Ruhezeit in der Nacht, auf den Spaziergängen Obacht geben, dass alles geordnet gehe, hatte auch die Schlüssel ins Schlafzimmer, ins Convent der Herren, durch die Kirche und das Hoftor ins Freie und meinen ersten ständigen Platz am Tisch, während die andern wöchentlich rutschten mussten. Das hatten einige ältere Studenten furchtbar ungern und liessen es mich auch fühlen. Ich klagte es beim P. Leo und bat ihn, mich von diesem Amte zu entbinden. Es hiess aber einfach: «Du bleibst! Wer nicht zufrieden ist, kann unzufrieden sein!» So nach und nach gewöhnte man sich daran, und der Friede war hergestellt. Der gute P. Leo hat aber nicht gewusst, dass er den Bock zum Gärtner gemacht und dass ich nicht das war, für was er mich hielt oder wenn er es gemerkt hat, so hat er in seiner Güte gegen mich ein Auge zgedrückt. So ist gerade der Conventschlüssel und der Hoftürschlüssel hie und da missbraucht worden. Wir bekamen am Morgen immer eine Suppe, und da ich mein ganzes Leben nie gerne Suppe ass und lieber eine Tasse Kaffee hatte, strich ich, von meinen Schlüsseln begünstigt, verstohlen, hie und da sogar durch die Kirche, hinaus ins grosse Wirtshaus (*heute*

Kurhaus Kreuz) und zwar ausserhalb des Klosters mit einer Gravität und Zuversicht, als hätte ich vom P. Moderator oder sogar vom gnädigen Herrn einen hochwichtigen Auftrag zu erfüllen. Im Wirtshause begab ich mich dann nur in die Küche, und kaum hat mich die gute Schwester des Lunzi und des Beat (Wirtsleute), die gute Mariann, erblickt, brachte sie mir den Kaffee mit Brot und zwar mit der freundlichen Bemerkung: «Das ist jetzt recht, dass du wieder einmal kommst; du bist auch gar lang nicht mehr gekommen.» Jedes Mal, wenn ich dann zahlen wollte, hiess es: «Nein, nein, ich gebe dir den Kaffee umsonst, komm bald wieder.» Mit einem freundlichen Dank und Gruss zog ich wieder ab. Einmal jedoch ging es mir schlecht, so schlecht, dass ich auf diesen Morgenkaffee für immer verzichtete, und doch ging es mir dabei wieder so gut, dass gerade dieser letzte Umstand mich vor fernerm Missbrauch des Schlüssels in dieser Beziehung bewahrte. Als ich einst zu ähnlichem Zweck der Wirtshausküche und der Mariann meinen Besuch abgestattet hatte und wieder ins Kloster zurückkehrte, sah ich plötzlich den P. Leo auf der Schmittenbrugg (*vor dem heutigen Polizeiposten*) stehen, bei der ich ganz nahe vorbei musste. Ich erschrak der gestalt, dass mir das Blut im Leibe rot wurde. «Mein Gott», dachte ich geschwind, «was wird nun werden?» Ich schämte mich in den Boden hinein, nun Rede stehen zu müssen über diesen morgigen verbotenen Ausgang. Und wie ich zur Schmittenbrugg kam, kehrte sich P. Leo um, als sehe er mich nicht, liess mich laufen und sagte kein Wort. Was aber das Verbot nicht bewirkte, das bewirkte diese Güte – es war das letzte Kaffee, so ich in der Wirtsküche bei der Mariann getrunken hatte. Nach langen Jahren fragte ich einst den P. Leo, was er damals bei gegebenem Anlass auch gedacht und warum er mich ohne Strafe und Zurechtweisung laufen gelassen habe. «Weil ich dich als guten Burschen kannte», sprach er, «und weil ich den Grund deines Morgenbesuches im Wirtshaus von der Mariann schon längst in Erfahrung gebracht hatte.»»

(*Fortsetzung folgt*)